

23]

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.

Per antwortet: „Daß wir Häusler, wenn wir auch Weib und Kind zur Hilfe nehmen, nicht einmal die notwendigsten Nahrungsmittel ins Haus schaffen können, ohne bei allen Höfem des Landes anfreiden lassen zu müssen, während wir jung sind, und ins Armenhaus wandern müssen, wenn wir alt werden — das ist auch des Kammerherrn Wille. Andere Leute können ihre netten Kleider anziehen und mal hier und mal dorthin gehen, um etwas zu sehen und zu hören. Aber was können wir? Zu Hause bleiben, denn wir haben weder Kleider noch Geld. Das ist auch des Kammerherrn Wille!“

Der Ausdruck in den Augen der Männer sagt deutlich, daß Per im Grunde recht habe.

„Es gibt kein anderes Mittel, wir müssen uns organisieren. Die Großen sind es ja. Ihr dürft nicht vergessen, daß Kammerherren, Grafen, Barone und diese Klasse eine Art Menschen sind und wir ändern eine andre. Was wir von ihnen haben sollen, das müssen wir ihnen mit Gewalt entreißen. Gutwillig geben sie es nicht her. Sonst hätten wir es doch wohl schon längst? Wie?“

„Ja!“ sagt Niels Rön fest und sieht sich um. Kalle nickt. Die anderen schweigen.

Tammes, der Vorknecht, ist nicht dabei. Er steckt die Nase zur Türe hinaus, zieht sich aber vorsichtig wieder zurück, da er wohl sehen kann, was hier vorgeht.

Eine Frau nach der anderen kommt auf dem Wege zum Melken an den Männern vorbei.

„Findet Ihr nun, daß die hier einen Sonntag haben?“ bedeutet Per. „Morgens drei Stunden melken und dazwischen waschen und schenern? Und unsere Kinder . . .“

Per hält plötzlich inne, als wäre er an eine traurige Vergangenheit erinnert worden. Aber mit äußerster Anstrengung bemeistert er seine Bewegung und fährt, während ringsum lautlose Stille herrscht, fort: „Ist dies hier denn nicht ein Sklavenleben? Aber wir merken es schließlich gar nicht mehr. So wurden wir groß, so lebten unsere Eltern, und so leben unsere Kinder — und schließlich sind wie so weit, daß wir weder hören noch sehen, noch fühlen, noch begreifen!“

Per hatte mit steigender Wärme gesprochen. Sein Herz redet, und alle Häusler schweigen.

Pauls Waren ist hinter den andern Frauen etwas zurückgeblieben und sagt, als sie an ihm vorbei geht: „Was hast Ihr hier vor? Du hast wohl den andern vergessen, Per, der fort mußte! Und Du hast Weib und Kinder!“

„Er war ein Mann, und ich danke ihm, wo immer er auch sein mag!“ antwortet Per.

„Aber es wäre doch wohl klüger, Per, Du machtest Deinen Sad zu und behieltest Deinen Hund drinnen!“ sagt Paul freundlich.

„Ich riskiere meinen Pelz! Was ich sage, das stimmt. Und ich lasse mich, Gott verdamme mich, weder biegen noch brechen!“

Es ist so etwas Unerkennliches, beinahe Monumentales über Per Holt, wie er so hochgewachsen und fest unter ihnen dasteht, daß die Häusler unwillkürlich zu ihm aufblicken.

15.

Per Holt erwacht allmorgendlich wie einer, der zu neuem Glauben erweckt ward. Und der Sozialismus ist seine Religion.

Alltäglich bringt ihm der „Sozialdemokrat“ Botschaft von der großen Gemeinde, die sich über die ganze Welt erstreckt. Und aus diesen geheimnisvollen Fernen saugt er Lebenskraft.

Es ist, als wäre er aus dichtem Nebel emporgetaucht und seine Religion hätte ihm über das tägliche Leben in Gyldholm ein neues Licht aufgesteckt. Was er vor dem nicht sah, liegt nun in seiner heiligen, nackten Wahrheit vor ihm; das eintönige Grau löst sich ihm jetzt in klare Kontrastfarben auf.

Wenn die Damen der hohen Herrschaften in eleganten Toiletten jenseits des weißen Gitters im Park zwischen farben-schillernden, duftenden Blumenbeeten spazieren gehen — und

wenn die ärmlich gekleideten Arbeiter im Gänsemarsh über den Gutshof ziehen, gebeugt von der großen Last, die sie tragen, dann gewahrt er dies alles in Form von zwei Bildern. Wie zwei Bilder, die in schreiendem Gegensatz zu einander stehen.

Alle Verhältnisse des täglichen Lebens drängen sich ihm jetzt auf bei seiner verfeinerten Auffassung: die unterwürfige Art der Häusler gegenüber dem brüskten Wesen des Bewalters — der elende, finstere, übelriechende Raum, in dem die Knechte wohnen und dagegen die hohen, hellen, lustigen Räume, in denen die Reit- und Wagenpferde der Herrschaft untergebracht sind.

Überall der schreiendste Kontrast.

Und überall gewahrt er den Gegensatz.

Diesen Gegensatz predigt er, und verkündet die neue Religion, die auf Gyldholm ihren Einzug gehalten hat.

Bei hundert kleinen Gelegenheiten verkündigt er sie, während der Essenspausen und auf dem Wege von und zum Gute.

Unausgesetzt.

Wie ein Gefangener, der Tag und Nacht feilt.

Und wenn er in seine ärmliche Behausung zurückkehrt, wo die Armut nackt auf der Schwelle hockt, dann greift er nach dem „Sozialdemokraten“ und vertieft sich in die Lektüre.

Eines Abends hält er inne, lächelt vor sich hin und sagt: „Nun glaub' ich, hab ich sie endlich so weit gebracht, daß sie anfangen, wütend zu werden.“ — Halb spricht er zu sich selbst und halb wendet er sich an Sophie: „Die neuen Kätner, die gekommen sind, lassen sich eher darauf ein.“

Sophie aber schleicht mühsam durch das Zimmer und die Kleider schlößern ihr um den Körper. Ihre schlanke Figur ist gebeugt. Sie ist schmalbrüstig und zusammengesunken, alles hängt an ihr. Ihr Rücken bildet eine Schneckenlinie, Brüste hat sie nicht; ihre Form ist vollständig verloren gegangen.

Und dann hat sie einen so seltsamen Blick; es ist dieselbe Ausdruckslosigkeit, die haften geblieben ist, seit dem Unglück mit den Kindern.

Per sieht nach ihr hin, wendet aber bald die Augen wieder fort. Nach einer Weile schaut er von neuem nach ihr hin, aber nur einen Augenblick, als wolle er nicht, daß sie es merke, wie er sie beobachtet.

Während er so da sitzt und sie anschaut, werden die Furchen seines Antlitzes, die sich bis zu den Mundwinkeln herabziehen und die die Bitterkeit solcher Stunden gegraben haben, tiefer und tiefer.

„Wie geht es Dir, Sophie?“ fragt er.

Sie wendet langsam die Augen: „Ach, in diesen Tagen geht es mir nicht zum Besten. Mir ist jetzt immer wieder, als hätte ich eine Bleifugel hier hinten im Kopf.“ sagt sie müde und bewegt den Kopf, als trüge sie einen schweren Hut. „Das wird aber wohl wieder vorübergehen.“

Per springt auf, als stäche ihn eine Wespe, und schreitet hastig im Zimmer auf und ab, als wolle er quer durch die Wand hindurch.

Lange, lange geht er so eilig hin und her. Es kocht in seinem Innern.

Endlich setzt er sich und atmet aus in einem langen Seufzer, als hätte sein Körper zu atmen vergessen, während seine Seele so sehr beschäftigt war.

Dann sammelt er seine Zeitungen zusammen, ordnet sie sorgfältig in kleine Bündchen, denkt darüber nach, welche Nummern zusammen gehören und legt sie vorsichtig auf das Bett. Die Exemplare aber, die die Artikel über den Brand bei ihm und den Tod seiner Kinder enthalten, die verwahrt er extra.

Er behandelt den „Sozialdemokraten“ nicht, als seien es alle Zeitungen, sondern als wäre es die heilige Schrift selber, die die Lehrsätze seiner Religion enthält.

16.

Es ist ein Sommermorgen. Durch den leichten Nebel hindurch schimmern die vielen Gebäude von Gyldholm; sie sehen aus wie eine ganze Ortschaft mit Lärm und Geräusch von mancherlei Arbeiten.

Den Fußsteig von den Kätnerhäusern kommen der rote

Zens, Jakobus und ein paar neue Häusler gegangen. Sie haben es nicht eilig, trotzdem die Arbeit auf dem Gute schon längst in vollem Gange ist. Sie arbeiten nämlich auf der Strandwiese im Afford; der Tag gehört also ihnen.

Daher gehen sie auch so ruhig, als wollten sie recht mit Bewußtsein genießen, sich den Tag selber einteilen zu können.

Sie lassen sich Zeit, unterwegs mit den Milchmädchen zu scherzen, die vor der Weierei scheuern, und sie rufen dem Knecht, der mit dem zweirädigen Karren und der „Lise“ den Dung aus dem Stalle fährt, ein paar muntere Worte zu.

Auf der andern Seite des Gutshofs kommt der Verwalter mit langen Schritten, quer durch die Felder, auf sie zugeschritten. Er sieht netter aus als der vorige; er ist schwächlicher, ähnelt eher einem Stubenmenschen und könnte für einen Schullehrer gehalten werden.

Sobald die Häusler ihn erblicken, fangen sie an zu murmeln. Nach einiger Anstrengung gelingt es ihnen, eine freiere Haltung und freiere Mienen anzunehmen. Man sieht, daß sie sich untereinander verabredet haben, dem Verwalter anders zu begegnen als sonst.

„Findet Ihr, daß es jetzt Zeit ist, zur Arbeit zu gehen!“ ruft er.

„Das ist doch unsere Sache!“ antwortet der rote Zens. Bei dieser Antwort in so unerwartetem Ton stutzt der Verwalter und sieht sich die Gesichter der Männer genauer an. „Arbeiten wir nicht im Afford?“ fragt Jakobus.

„Ja—a!“
„Na, das meinen wir doch auch!“

„Die Affordarbeit ist aber eingerichtet worden, damit wir mehr getan kriegen und Ihr mehr verdienen könnt, und nicht, damit Ihr faulenzet. Doch das werden wir bald ändern!“

„Es wäre auch möglich, daß noch was dazwischen käme, Herr Verwalter. Das kann so leicht geschehen!“ Jakobus und die andern lachen leise und gehen weiter.

Der Verwalter bleibt am Wege stehen und sieht ihnen verwundert nach.

Nachdem er ein Stückchen gegangen, kehrt er sich nochmals nach ihnen um, wobei er vor sich hin murmelt.

Er trifft den Mann mit dem Dungwagen, der nun fertig ist und eine Weile ausruht. Es ist einer der neuen Häusler, der diese Stelle bekommen hat.

„Na, Sie scheinen es sich mit aller Gemütsruhe zu nehmen,“ sagt der Verwalter im Vorbeigehen.

„Tawohl. Haben Sie etwas dagegen?“

In den Augen des Verwalters blüht es auf, als dächte er: wieder diese payige Antwort. Aber er sagt nichts. Er geht weiter und kneift mir die Augen zu, als dächte er noch und horche vorsichtig beobachtend. (Fortf. folgt.)

Der Silberfuchs.

Kanadische Erzählung von J. R. Mott.

Die Tage waren kurz. Der Wald stand entblättert da — der Herbst hatte seine Farben verloren und die Tannen und Fichten in Schatten gehüllt. Das Karibu (kanadisches Rentier) schickte seinen Lagerauf durch die Einöde, und der Biber war dabei, die Wintervorräte hereinzuschaffen. Sebat, der Trapper, holte die wenigen Fellen zusammen, die er noch nicht verkauft hatte, packte einigen Mundvorrat ein, rollte zwei Fenden in seine Decke, hing dies alles an den Hackensiel, den er über die Schulter warf, nahm den Korabiner und machte sich auf, um von dem Horn fort durch die Einsamkeit nach dem Roten See zu wandern.

Die Nacht sank herab — ein scharfer Wind piff durch die hohen Nester der Bäume.

„Hm!“ murkte der Mensch, indem er die Schritte beschleunigte. „Der Faktor Daniel meint auch, er bekäme alles unison. Aber nichts da. Ich gehe zu Murchi am Roten See, vielleicht ist der anständiger.“

Ueber die alten, vom Orkan umgeworfenen Stämme Kletterern, in die Schluchten hinab und die Abhänge wieder hinaufsteigen, um die Seen herumwandern und Sümpfe und Wasserläufe durchqueren — daran war der Jäger gewöhnt. Schleppenden Schrittes verfolgte er seinen Weg.

Aud noch immer senkte und heulte der Wind. . . Dede und verlassen war der Wald. Nur hin und wieder ein Kaninchen, das vor dem Feinde floh, ein Rentier, das wie der Witz stüchtete, sodas die dürren Blätter unter seinen Schritten raschelten.

In dieser Nacht kampierte der Mann am Grünen See beim Fort der Hudson Bai, doch ging er nicht bis dahin, da er wußte, daß man ihn zum Weiben zwingen würde, da es auf der Faktorei an Trappern fehlte.

„Der Teufel soll sie holen, diese Gesellschaft!“ Inurkte er, in-

dem er den Tee auf einem kleinen Feuer kochte, das er angestekt hatte. „Die Faktoren sind zu Inaurig, wo doch das Geschäft so große Profite abwirft. Die Indianer bekommen nicht soviel, daß sie sich satt essen können, und müssen zugrunde gehen. Donnerweiter nochmal!“ stuchte er heftig. „Sebat sollen sie nicht aus-hungern!“

Er bedeckte die Abendmahlzeit. Feine Schneeflocken wirbelten ins Feuer, als er den letzten Bissen herunter schluckte.

„Es fängt an zu schneien. Der Winter kommt früh.“

Er warf noch einige Nester in die Flammen, um sie wieder anzufachen, und legte sich dicht daneben nieder.

Bald war er eingeschlummert. Kalt und trübselig schlich die Nacht dahin. Es hörte auf zu schneien. Der Wind hatte sich noch stärker aufgelaut und fuhr mit laugem, scharfem Pfeifen durch die Tannen.

Veim ersten Tagesgrauen stand Sebat auf, sachte das Feuer wieder an, bereitete sein einfaches Frühstück, verzehrte es, lud seine Bürde wieder auf die Schulter und brach auf.

Späthenden Auges marschierte er dahin, ohne anzuhalten. Als er gegen Abend einen kleinen Sumpf erreichte, stuzte er plötzlich — ein scharfer Geruch lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich.

„Sollte es vielleicht ein Silberfuchs sein . . .?“ fragte er sich. Bei einem Baumstumpf, den der Sturm entwurzelt und umgeworfen hatte, kniete er nieder und beroch geduldig die Rinde.

„Ha!“
Er hatte ein langes graues Haar entdeckt.

„Haha! Teufel nochmal, das ist sicher ein Silberfuchs! Der Purfche wohnt gewiß hier in der Nähe. Vielleicht da in dem Felsenloch?“

Er fragte und antwortete sich selbst.

„Wenn der Schnee ein wenig tiefer liegt, werde ich das schöne Tier schon fangen.“

In der Dämmerung erreichte er das Fort der Gesellschaft am Roten See.

„Guten Abend, Michel!“ sagte er, indem er die Tür einer Hütte aufstieß.

Erstaunt hob der Angerufene den Kopf.

„Ah, du bist es, Sebat! Ich glaubte dich da unten am Horn!“

„Ja, ich war dort, doch konnte ich mich nicht gut mit dem Faktor stellen. Ich will diesen Winter am Roten trappern. Brauche viel Geid, um Aemchen und ihre Kleinen zu sehen. Ach Gott!“ Er lachte laut auf. „Du wirst wohl begreifen! Drei Jungs und drei Mädchen!“

Wie ein Echo lachte auch der andere.

„Das ist alles gut und schön, Kamerad, wenn du nur stark genug dazu bist. Man muß fleißig suchen, und das ist ein hartes Stück Arbeit.“

„Allerdings,“ versetzte Sebat, und sein Gesicht verfinsterte sich, doch heiterte es sich sofort wieder auf. „Dafür habe ich Kräfte gesammelt,“ fügte er vertrauensvoll hinzu.

Michel Poitriu steckte sich die Pfeife an.

„Willst du zu Abend essen?“

Sie plauderten lange, denn sie waren alte Freunde. Dann begab sich Sebat ins Magazin.

„Guten Abend, Herr Murcheson!“

Der Faktor an seinem Pult hinter der Theke nickte grüßend, und Sebat ließ seinen Blick durch das Innere der Hütte schweifen, die sorgfältig gefalzt war.

Eine kleine Gruppe Trapper, ein oder zwei Kanadier und einige Indianer, von denen die einen standen, die anderen auf der Erde hockten, unterhielten sich mit leiser Stimme. Die Luft war dick vom Tabakrauch, und die Kerzen erhellten dieses Bild nur mit mattem Schein.

„Nun, was willst Du?“ fragte Murcheson, den Blick auf den Fremden heftend.

Sebat redete sich hoch auf und maß den kleinen Schottländer mit dem Blick:

„Ich gedachte diesen Winter für Euch zu jagen.“

„Trapper sind uns immer willkommen,“ erklärte Murcheson, und lächelte, um seine Worte zu bekräftigen. Dann wendete er sich an seinen Gehilfen:

„Dieses Jahr werden wir den größten Posten Felle haben. Sie kommen alle zu uns.“

Der Angeredete pflichtete mit matter Gebärde bei und fuhr fort, Kolonnen kleiner Ziffern zu addieren, die beim flackernden Licht der schmelzenden Kerzen vor seinen Augen tanzten.

„Willst Du Lebensmittel?“

„Ja“, erwiderte Sebat und tat einen Schritt zur Theke, auf die er seine mächtige Faust niederfahren ließ, daß es krachte. „Ja natürlich, Lebensmittel, aber zum wahren Preis! Ah, Sebat kennt die richtigen Preise schon und weiß, was es für die Felle gibt.“

Der Faktor betrachtete ihn mustern. Dieses Schweigen herrschte in der Faktorei. Murcheson kniff die Augen zu und blinzelte. Dann wendete er sich wortlos an sein Pult.

„Hm!“ murkte Sebat und ging hinans.

„Dieser Murcheson hat Angst vor mir!“ verkündete er stolz, als er in Michels Hütte trat.

„Nimm Dich nur in acht! Der Mensch hat auch nicht soviel Herz!“ Damit hob Michel einen steinernen Hammer und schlug auf den Boden. „Tawohl, so ist es!“

Sebat brach wieder in Lachen aus.

„Nur keine Angst, daß er mich reinlegt! Nein, das bringt er nicht fertig!“

Und sie rollten sich beide in ihre Decken und streckten sich auf das schmale Lager aus Baumzweigen.

Draußen heulten die Hunde, bald einzeln, bald alle zusammen, und das Echo ihrer Stimmen erstarrt nach und nach im Schweigen des Waldes.

Einen Moment hörten sie und nahmen dann ihr Gebell wieder auf.

Lauflos floß die Flut des Sees dahin. Für Augenblicke brach sie sich mit erstarrtem Murmeln an den Kieselblöcken und vereinte dann wieder ihre Strudel. Hinter dem Fort zeichneten sich trüb-selige, einsame Inselchen nur in dunklen, verschwommenen Umrissen ab.

Als die Morgenröte den Osten blaugrün und rosig färbte, erwachte der Posten. Nach dem Frühstück kehrte Sebät ins Magazin zurück.

„Gebt mir zwanzig Pfund Mehl, drei Pfund Tee, drei Pfund Schweinefleisch und ein Pfund Salz!“

Der Gehilfe wog jede Ware und trug den Betrag in sein großes Buch ein.

„Sebät Dubal, vier Dollar zwölf Cent.“

Er sprach die Worte in apathischem, gelangweiltem Tone.

„Was? Wieviel?“

„Das sind unsere Preise. Es steht Euch frei, ob Ihr die Ware nehmen wollt oder nicht.“

Der herkulische Trapper machte eine Gebärde, als wolle er die Sachen zurückstoßen, doch er überlegte, nahm die Pakete und brummte:

„Nimm Dich nur in acht, Vögelchen! Ich bin kein Indianer, der am Hungertuche nagt!“

Allein der Gehilfe achtete nicht auf die Bemerkung, und Sebät ging wieder zu Michel.

„Ich gehe heute los zum Churkilleil River!“ sagte er, indem er sein ganzes Gepäck in ein einziges Bündel band.

„Warum denn?“

Sebät heftete den Blick auf die Landschaft.

„Da gibt es eine Menge Pelze. Vielleicht sind sie für mich da! Ah, dann gibt es viel Geld, und ich reise in die Heimat zu Aemchen und den Kleinen!“

„Nun, dann auf Wiedersehen!“ sagte Michel zu Sebät.

Der Pader ging ganz gebückt unter dem Paket, das seine Art, seine Jagdschuhe und Schlingen enthielt. Von fern winkte er noch einmal grüßend und verschwand dann im Tannenforst, der sich am See hinzog.

Alle zwei Stunden machte er Rast, indem er seine Bürde gegen einen Baum stützte oder sie zur Erde gleiten ließ. Dann rauchte er, während er die Augen forschend auf den Wald heftete und alles ausspähte. Er entdeckte schließlich die Fährte eines Bären. Die Spuren waren sehr deutlich, doch weit auseinandergepreizt.

„Er sucht eine Zuflucht für den Winter.“

Ein wenig weiter auf einer Anhöhe kreuzte er die Fährte eines Elentieres, das zum Fluß hinabgestiegen war. Er folgte dieser Spur bis an den Wasserlauf, in dem eine Furt es ihm ermöglichte, ans andere Ufer zu gehen.

„Das Elentier kennt die günstige Stelle!“ knurrte er, bis an die Knie im Wasser wadend.

Am nächsten Tage erreichte er den Ort am Churkilleil River, an dem er kampieren wollte, und schaffte sich schnell ein Obdach.

Die folgenden Wochen gingen dahin, indem er die Fallen stellte und die gefallenen Tiere zusammenholte, die jedoch nicht reichlich waren, denn das Glück war ihm nicht hold. Und dann auch hatte er weder Patronen noch Lebensmittel mehr. Er kehrte also zum Fort zurück. Michel war zum Trapper ausgezogen. Die meisten Indianer gleichfalls, mit Ausnahme von einigen gebrechlichen Alten und Squaws (Weibern), die Molassins nähten und Schneeschuhs herstellten.

Er trug seine Pelze auf die Faktorei: zwölf Wiber, sieben Zobel, drei rote Füchse, einen Nerz und achtzehn Wisamratten.

„Achtzehn Dollar!“ erklärte Murcheeson barsch, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Felle geworfen.

„Nein, zum Donnerwetter!“ rief Sebät aus. „Fünfundvierzig Dollar verlange ich!“

Der Schotte betrachtete ihn neugierig.

„Ihr seid wohl verrückt, lieber Mann!“ sagte er phlegmatisch.

„Ich verrückt . . . ? Vielleicht möglich, doch unter keinen Umständen bekommt Ihr die Felle billiger, als ich sagte.“

„Dann packt sie zusammen und geht Eure Wege!“

„Ich muß aber doch leben!“

„Ach so! Ihr braucht dies und braucht das, und schließlich alles umsonst. Schert Euch hinaus, sage ich Euch!“

Um sich bezahlt zu machen, behielt Murcheeson drei Wiber und den Nerz, die besten von allen.

„Das ist für das, was ihr Euch bereits aus dem Magazin holtet!“

„Donnerwetter! Da unten kriegt man aber . . .“

„Ich schere mich den Teufel darum, was man da unten kriegt. Hier seid Ihr bei mir, und es bleibt dabei, was ich gesagt habe. Verstanden?“

Sebät rasselte die übrigen Felle zusammen und zog ab.

(Schluß folgt.)

Der Camelot.

Eine Pariser Straßensstudie von Franz Farga-Paris.

Ueber den Pariser Camelot ist schon unzählige Male geschrieben worden, aber man hat über ihn stets Neues und Interessantes zu berichten. Er bildet in der Tat die bizarrste Gruppe unter den Pariser Lazzaronis, und keineswegs die unsympathischste; denn daß man unter ihnen allerlei Verbrecher, angehende Langfinger und Einbrecher findet, gehört zu den größten Seltenheiten. Der Camelot ist vor allem ein „debrouillard“, listig, behend, mündfertig, aber im Grunde ehrlich und gemüßigt. Er lebt allerdings meist von der Hand in den Mund, aber dafür ist sein Anlagekapital das denkbar bescheidenste, denn es genügen ihm als morgentlicher Fonds einige Sous, damit er des Abends, sofern er einigermaßen von Glück begünstigt war, fünf bis sechs Franc als Gewinn überzählen kann.

Man würde es auf den ersten Blick nicht glauben, daß die Camelots eine imposante Armee repräsentieren. Nach dem Ausweis der Polizeipräfektur beträgt die Zahl der angemeldeten „papelards“ nicht weniger denn 180 000, obwohl die Zahl sich auf mehrere Jahre verteilt; dies wird dem fremden Touristen erklären, warum ihm, wenn er sich auf einer Cafeterrasse häuslich niederläßt, jeden Augenblick irgend eine Spezies dieser Großstadttrapper unter die Augen kommt. Diese Camelots haben ihre eigenen Gesetze, ihre Sitten, ihre Hierarchie. Den untersten Rang nehmen die „papelards“ ein, hierauf folgt der „goualeur“, der „chineur“, der „postijatour“ und endlich der eigentliche „camelot“.

Der bekannteste ist natürlich der „papelard“, der auch den Ehren seiner Rächsten am meisten lästig fällt, da er sich dem Einzelversleiß von „bedrucktem Papier“ widmet. Falls nicht bei wichtigen Ereignissen die Morgenblätter noch vormittags irgend eine Extraausgabe veranstalten, beginnt die Tätigkeit des „papelard“ gegen mittag, wenn das herzlich uninteressante Sousblatt „Paris Midi“ erscheint, dessen Abzug lediglich den Camelots zu danken ist. Um drei Uhr nachmittags kommt die „Patrie“ an die Reihe, um fünf Uhr „Paris Sport“ und „Liberté“, um sechs Uhr endlich „Presse“ und „Intransigeant“. Wer sich an die blutvolle Schilderung des „Wunderhofes“ in Victor Hugos „Notre Dame“ erinnert, kann etwas Ähnliches an verwaltschaften, abschreckenden Typen täglich in der Rue du Croissant versammelt sehen. Wie schon gesagt, ist hier das mindeste Anlagekapital zwei Sous; dafür erstreckt der papelard fünf Exemplare, setzt sie im Handumdrehen ab und kommt im Galopp zurück, um für seine fünf Sous nunmehr ein Duzend der Blätter einzutauschen, welches Manöver er im Laufe des Nachmittags noch einigemal wiederholt, so daß er sich an die Abendblätter bereits mit einem größeren Kapital wagen kann, worauf er dann bis gegen ein Uhr nachts an den Türen der Kabarets, Theater usw. haufiert. Natürlich gibt es auch begüterte papelards, die sogleich einhundert Exemplare kaufen, hierauf in gestrecktem Galopp oder auf irgend einem rostigen Zweirad in die entlegenen Quartiere laufen, wo die Konkurrenz minder groß ist. Aber auch im Zentrum von Paris und besonders auf den großen Boulevards kann man die papelards stets in leuchtendem Lauf vorbeistürmen sehen, und wer die Tage des Steinheil-Prozesses hier miterlebt hat, dem gelten sicherlich heute noch die wütenden Schreie im Ohr wider, von denen damals diese „Goldene Woche“ erfüllt war, da beispielsweise an einem Abend der „Intransigeant“ allein sieben Extraausgaben veranstaltete!

Wenn es bei dem papelard mit dem Gewerke etwas hapert, so wirft er sich auf den Verlauf der aktuellen Chansons, Ansichtskarten und „canards“. Unter dem letzteren Namen versteht man verschiedenartige Flugblätter, die meist irgend einen großen Tagesstand ausbeuten oder von den diversen politischen Parteien zu verstedten Angriffen gegen unbecueme Gegner benutzt werden. Wenn auf irgend einem Gebiet, so betreibt hier die absolute Pressefreiheit die sonderlichsten, meist recht übel stinkenden Wäkten. Umlaufende Konkurrenzmanöver sind hier an der Tagesordnung, und der bezeichnendste Fall ereignete sich im Vorjahre, wo eines Nachmittags von einem Heer eigens dazu angeworbener Camelots eine „Kofottenzeitung“ ausgedoten wurde, die auf den Boulevards reichenden Absatz fand. Die bedeutendsten Pariser Blätter, wie „Figaro“, „Gaulois“, „Temps“ u. a. gingen in die Falle und protestierten am nächsten Tage ungestüm gegen eine derart unanständige Publikation, gegen die sie den Staatsanwalt anriefen. Aber nun kam der Theatercoup: ein eigens zu diesem Zweck ausgegebenes Flugblatt wies nach, daß sämtliche Beiträge der „Kofottenzeitung“ dem bedeutendsten unter den Pariser Sousblättern, dem „Journal“, entnommen waren und einzelne Abschnitte und Zitate aus Novellen enthielten, die dort in den letzten Monaten veröffentlicht worden waren. Die Entrüstung war so groß, daß gegen zwei Hauspoeten des „Journal“, Paul Marguerite und Charles Henry Girsch, wegen Verletzung der öffentlichen Sicherheit die Anklage erhoben wurde, die aber schließlich resultatlos verlief, weil sich herausstellte, daß dieser angebliche Skandal von dem Konkurrenzblatt des „Journal“ inszeniert worden war.

Der „goualeur“ befaßt sich mit dem Vertrieb der „complaintes“, das heißt: Gelegenheitsgedichten, Oden, Grabgesängen und Festliedern auf populäre Pariser Persönlichkeiten. Es ist dies eine ganz spezielle Art von Poesie, das Monopol naiver Stadtbarbarden, die in buntem Wechsel den Tod eines Künstlers, den Sturz eines Ministers, den Helden eines Sensationsprozesses besingen. Nach Rocheforts Tode verkauft man z. B. auf den Boulevards das „Testament des

Mocheport, in dem der Schatten des großen Pamphletisten dem damaligen Ministerium die derbsten Wahrheiten sagt. Der Verkauf dieser „Poésie“ ist, besonders in den Arbeitervierteln, sehr einträglich.

Den dritten Grad der Camelots bildet der „chineur“, und dieser wenig schmeichelhafte Titel will besagen, daß sein Inhaber mit wertlos gewordenen Dingen handelt. Es handelt sich hier auch in der Tat um Ramschariksel, vergilbte Auslagewaren, altmodisch gewordenen Tand, und worauf es hauptsächlich ankommt, ist ein aufmunterndes „boniment“, wie man die oft sehr twigigen Reden nennt, mit denen der chineur die Käufer anlockt. Uebrigens bedarf es bei der bekanntlich überaus großen Neugier der Pariser keiner Kunststücke, um alsbald eine Ansammlung von Neugierigen zu bewirken. Der „chineur“ zeichnet mit Kreide eine Skizze auf das Trottoir, die er dann umständlich erklärt und dabei langsam die Rede auf den Artikel bringt, den er zum Verkauf feilbietet. Da das Pariser Holzstöckelpflaster alle drei Jahre erneuert werden muß, gibt es beständig in jedem Quartier abgeperrte Straßen, die von den ankommenden Straßensängern und Camelots zum Standort erwählt werden. Die besten Geschäfte macht der Chineur allerdings auf den Boulevards, wo er aber beständig mit der Polizei im Haber liegt, da Ansammlungen verboten sind. Hier handelt es sich vor allem darum, die Ware flink an den Mann zu bringen, und die Zuschauer etablieren sich gern als freiwillige Wachposten, die das Raben eines Polizisten mit dem Ausruf „Vlà la frousse!“ ankündigen, worauf der Chineur sein Bündel aufrast und das Weite sucht, um manchmal erst nach einer Weile zurückzukehren und das Geld für die unter das Publikum verstreuten Artikel einzufahren.

Der „postijateur“ steht in der Hierarchie der Camelots an erster Stelle. Er besitzt einen behördlichen Erlaubnischein, daß er sein Podium an irgendeiner Straßenecke aufschlagen darf, oder er mietet auch für den Tag irgendeine leerstehende Vantise. Was er verkauft, sind in tollstem Munterbunt Waren, die von Zwangsversteigerungen stammen, die „saisiewarrants“ der Zollbehörde und dergleichen mehr. Ein Ausrufer ist an der Tür postiert, der die Neugierigen in den Laden lockt, und der Verkauf beginnt. Unnötig ist zu sagen, daß es hier, besonders in den Arbeitervierteln, sehr lustig zugeht, daß man da den Pariser Volkschunor in seiner ursprünglichen Art sozulegen an der Quelle studieren kann, und daß sich der „postijateur“ täglich seine 50 bis 100 Franks verdienen kann. Er ist natürlich auch der Mieter der kleinen Holzbaraden, die zu Weihnachten und Ostern etwa zehn Tage lang auf allen Boulevards aneinandergereiht sind und deren Zahl von der Präfektur auf 3200 festgesetzt ist. Am Neujahrstag ist übrigens jedem Camelot gestattet, sich längs der Quais, Brückengeländer, in den Häuserwinkeln usw. zu etablieren, und wenn man noch dazu etliche hundert Schießbuden, ebenso viel Zuderwarenverkäufer und fünfzig Photographen rechnet, so kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wieviel reiche Abwechslung da die ohnehin belebten Straßen bieten.

Einige Worte sollen auch dem Spielzeugverkäufer gewidmet werden, der vor den Cafeterrassen mit dem jeweiligen aktuellen „ori“ aufwartet. Vor einigen Jahren noch kamen all diese oft ungenüßigen Neuigkeiten aus Deutschland; aber dieser Import war dem früheren Polizeipräsidenten Lépine ein Dorn im Auge und er rief den sog. „concours Lépine“ ins Leben, eine Art von Jahresausstellung der Pariser Heimarbeit auf diesem Gebiet, die sich in einem Syndikat vereinigt hatten und deren Kataloge jedesmal beinahe ein halbes Tausend der verschiedensten Zugartikel aufwiesen. Natürlich haben die Camelots auch ihren „König“, wie dies nun einmal im republikanischen Frankreich nicht anders ist. Auf Napoleon Bahard, der nach einem abenteuerlichen Leben in der Rue du Croissant ein Verlagsgeschäft für aktuelle Chançons begründet hatte, das ihn zum reichen Mann machte, folgte Vuiffon, der noch heute lebt und als „postijateur“ auf den Jahrmärkten nie anders als in Fraad und Zylinder „operiert“. Er ist als Posenreicher und Improvisator unübertroffen und seine Hergabe, sein „bagout“ ist von solcher Komik, daß er sehr oft als Attraktion zu den Soireen engagiert wird.

Kleines Feuilleton.

Die Qualen der Zwangsernährung. Die durch ihr Attentat gegen die Venus des Belasquez bekannt gewordene Suffragette Mary Richardson ist auch als Schriftstellerin aufgeleitet. Sie schildert in der Zeitschrift „Die Suffragette“ die Qualen der Zwangsernährung, die sie früher bereits selbst erduldet hat.

„Die zwangsweise Ernährung wird wenigstens zweimal täglich im Holloway-Gefängnis ausgeübt. Ich selbst habe diese entsetzliche Qual erduldet und ich bitte die, die an die Macht des Gebeles glauben, jeden Tag um 10 und um 15 Uhr zu beten, daß die gefangenen Frauen bald von diesem Uebel erlöst werden, und daß unser Volk dereinst Verzeihung erhalte für das große Verbrechen, das es begeht, indem es dieses barbarische und entsetzliche Strafgericht an Frauen vollzieht. Einige Leute behaupten, daß die Opfer der Zwangsernährung weniger leiden würden, wenn sie sich weniger wehrten. Das ist ungefähr so, wie wenn einem geraten wird, nicht mit der Wimper zu zucken, wenn einem

ein Staubkorn ins Auge fliegt. Man wehrt sich, weil sich der Körper gegen das Leiden aufbäumt. Man wehrt sich auch noch aus einem anderen Grunde: die zwangsweise Ernährung ist ein abscheuliches Attentat gegen das Recht der Persönlichkeit; sich einer solchen Behandlung ruhig zu unterwerfen, wäre ein Verbrechen. Es ist ein Kampf zunächst gegen acht bis neun Wärterinnen. Am häufigsten wird man, von dieser Zahl überwältigt, gewaltsam aufs Bett geworfen, wo sich dann jede Wärterin eines eigenen Glieder bemächtigt. Drei Frauen werfen sich auf deine Beine mit ihrem ganzen Gewicht, wie wenn sie sie zerbrechen wollten. Zwei Wärterinnen halten dich an den Schultern fest, vier weitere haben deine Arme umklammert, und von jeder Seite fiken dann noch zwei auf dir, so daß du beinahe erstickt. Dann schlingt man dir ein Tuch um, das die Stirn bedeckt, und der Stoff wird von einer Wärterin gehalten, die dir die Schläfen mit ihren Nägeln zerfleischt. In diesem Augenblick erscheint der Arzt und du siehst seine Hände sich über dir bewegen durch die halbgeschlossenen Augen. Er führt zuerst die Nöhre mit Vorsicht in die Nasenhöhle ein, dann schiebt er sie plötzlich gewaltsam durch die engen Nasenwege bis in den Schlund, was schrecklich weh tut, und so geht die Nöhre, die fast einen Meter lang ist, bis in den Magen, in den dann langsam das von der Regierung verordnete Medikament hinabläuft. Sich zu wehren, ist nun nicht mehr möglich; ein entsetzlicher Husten und ein furchtbarer Erstickungsanfall haben sich deiner bemächtigt und dauern an bis zum Ende der Prozedur. Ist die Sache zu Ende, dann reißt der Arzt die Nöhre mit einem kräftigen Ruck heraus. Die Wärterinnen lassen dich endlich los, und du bleibst säuer atmend, zitternd, erschöpft zurück. Ich habe hier die Zwangsernährung durch die Nase beschrieben; die gleiche Prozedur durch den Mund ist noch schmerzhafter. Und all das geschieht, um „ein Leben zu retten“. Welche Heuchelei. Man tötet uns langsam, indem man uns „das Leben rettet“.“

Geschichtliches.

Der Kämmerer Nig. Als Fortsetzung des von Archivrat Dr. Georg Schuster veröffentlichten Werkes über die Geschichte des preussischen Hofes, tritt jetzt eine Darstellung des Hofes der Könige Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. aus der Feder von Dr. Erich Reich ans Licht, in der neben den literarischen Quellen auch die Archive reichlich benutzt worden sind. Man erfährt allerlei Intimes aus dem Leben des preussischen Hofes daraus. Besonders über die merkwürdige Rolle, die der Kämmerer Nig unter Friedrich Wilhelm II. spielte, erfährt man manches Neue. Der tückische Kaiserlich hatte ihm bekanntlich seine Mätresse Enke, die spätere Gräfin Pachtenau, antrauen lassen, um sie um so ungehörter bei sich behalten zu können. In dem ersten Etat des neuen Königs, der so gleich die Gehälter sehr erhöhte, figuriert der „geheime Kämmerer“ Nig bereits mit 1000 Talern Gehalt.

Nig war aus einem Gärtnerburschen (oder Antscher?) zum Kammerdiener geworden; bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms riadte er zum Tresorier, zum Verwalter der königlichen Schatzkammer auf. Als solcher wies er im Auftrage des Königs Gelder an, und wie das königliche Vertrauen ihm bei der Verwendung der Geldmittel zu Rate zog, so gewann er überhaupt den größten Einfluß auf den König. Eine stattliche Reihe von Briefen und kürzeren Scharben aus Nig's Feder ordnet die Verhältnisse beim Theater und bei der Oper, sofern es dem König darauf einzuwirken beliebt. Nig trifft ebenso gut die Vorbereitungen für ein Diner, wie er Bücher bestellt, die der Monarch zu lesen wünscht. Der König macht ihn zum Vertrauten in Dingen der sozialen Fürsorge, in Betreff deren man dahin wirken müsse, daß es in Berlin nicht teurer werde, und Nig darf auf Ial. Befehl vier Hausen Holz fordern, ohne anzuzeigen für wen. Viele, die beim Könige am besten durch Fürsprache auf indirektem Wege etwas zu erreichen hoffen, wenden sich an seinen Geheimen Kämmerer. . . . Ein Sekondeleutnant im Regiment Kronprinz hofft, Nig werde nicht zulassen, daß der Jährling von Nig des Regiments Herzog von Braunschweig ihnen, nämlich ihm und den sechs anderen Sekondeleutnants, vorgefetzt werde. Vorkofer, Professor an der Akademie, will eine von ihm gefertigte Büste des Königs übersenden und rechnet auf Unterstützung; er sei vier Jahre ohne Erwerb. Hierstedt, ein ehemaliger königlicher Diener, bittet, dahin zu wirken, daß ihm seine Pension, die er seit sechs Monaten nicht bekommen, ausgezahlt werde; er unterzeichnet sich dreißig genug als „ergebnister Freund und Diener“. Selbst ein Vischöfwerder, der doch gewiß das Ohr seines Königs besaß, wendet sich in schmeichelhaften Wendungen an seinen teuren oder gar sehr teuren Freund Nig, wenn es gilt, einmal materielle Vorteile zu erringen, etwa die königliche Unterstützung bei dem Ankauf eines Gutes zu erlangen; ja, auch die Gattin des mächtigen Generaladjutanten ergreift dann die Feder, um Nig's Hilfe zu erlangen. Und wie Vischöfwerder auch um Kleineres bittet, z. B. um ein Opernbillett für seine Frau, so bittet die Frau für ihren Mann um Verlängerung des Urlaubs und ist gewiß, daß Nig, wenn er ihr willfahren wolle, ihren Wunsch auch werde erfüllen können. Endlich trägt man kein Bedenken, von dem Namen, den man so vielfältig anging, auch ansehnliche Geschenke entgegenzunehmen.

Der Kämmerer Nig, der seinen Namen für die Igl. Bühlerei hergab, war so eine entscheidende Größe im preussischen Staatswesen.